

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 15=35 (1869)

Heft: 50

Artikel: Die Willenskraft im Kriege

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-94345>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Mannschaft, die den ganzen Theil nördlich vom Bahnhof besetzt hält, zieht sich durch die neue Vorstadtstraße zurück und gewinnt über den Rain die Marstraße nach Schönenwerdt und Olten; denselben Weg hat auch die Fuhrwerkssäule einzuschlagen.

Wir schließen hier die Behandlung der uns vorgelegten Aufgabe, da das Eintreten in weitere Details zu weit führen würde; wir glauben in soweit den Gegenstand erschöpfend besprochen zu haben.

Narau den 17. Januar 1869.

E. Imhof,
Major im eidg. Geniestab.

Die Willenskraft im Kriege.

(Fortsetzung.)

Das Vertrauen zu der Ueberlegenheit in einer Beziehung hebt eine andere des Feindes auf.

Eelten finden sich alle Bedingungen, welche geeignet sind das Vertrauen der Truppen zu steigern, vereint, selten aber sind auch die Verhältnisse so beschaffen, daß sich alles verschwört ihnen das Selbstvertrauen und die Zuversicht zu rauben.

In den meisten Fällen wird eine Armee dem Feind in einigen Beziehungen überlegen sein, in andern ihm wieder nachstehen. Das Vertrauen auf das Eine kann durch das Andere ersetzt werden.

Wer sich nicht einer großen Streiterzahl erfreut, der kann der Geschicklichkeit, der taktischen Ausbildung, der Waffe, dem Muth, der Führung u. s. w. vertrauen. Wer mit einer Waffe versehen ist, welche der des Feindes nachsteht, der kann sein Vertrauen auf die Zahl, die Geschicklichkeit, die Fechtart, das Talent der Anführer u. s. w. setzen. Mit einem Worte, wenn uns der Feind in einer wichtigen Sache überlegen ist, so können wir uns damit trösten, daß wir ihm unsrerseits in einer andern voraus sind.

Wenn es bei der Berechnung militärischer Unternehmungen von großer Wichtigkeit ist, die Kräfte des Feindes möglichst genau zu schätzen, so darf man doch nicht glauben, daß die Masse des Heeres dabei sehr umständlich zu Werke gehen werde, ohne viel zu denken wird sie meist Dasjenige nachbeten, was sie von vertrauenerweckender Seite gehört hat, oder sie folgt einem oberflächlichen vielleicht aber durch Instinkt richtig geleiteten Eindrucke. Das Vertrauen und die Zuversicht kann auch auf einem Vorurtheil beruhen, und selbst dieses kann sich nützlich erweisen, doch tritt hier, wenn die Gefahr näher rückt oder die Armee vom Feind einen schlagenden Beweis des Irrigen ihrer Voraussetzung erhalten hat, leicht eine mächtige Reaktion ein. Der Selbstüberschätzung und der Verachtung des Feindes ist schon oft die Verzagtheit und der Kleinmuth auf dem Fuße gefolgt.

Nichts ist geeigneter auf den Soldaten eine so große und erschütternde Wirkung zu machen als die überlegene Wirkung der feindlichen Waffen; der letzte Feldzug in Böhmen hat davon einen Be-

weis geliefert. Doch so groß der Vortheil einer überlegenen Bewaffnung sein mag, so ist es doch nicht unmöglich, in gewissen Verhältnissen denselben durch Geschicklichkeit des einzelnen Streiters und eine den Umständen entsprechende Fechtart und Taktik auszugleichen.

Vertrauen auf eine Täuschung.

Das Vertrauen des Soldaten auf eine Ueberlegenheit ist selbst dann geeignet ihn zu größern Anstrengungen anzuspornen, wenn dasselbe auf einer Täuschung beruht; allerdings wird dann der Rückschlag um so größer sein, wenn er sich von dem Irrigen seiner Voraussetzung überzeugt.

In Oestreich hatte man vor dem Feldzug in Böhmen alles gethan, dem Soldaten Vertrauen zu dem Bajonnet und dem kühnen Angriff in Masse einzufößen, als er sich aber von der Wirkungslosigkeit der blanken Waffe gegenüber dem preussischen Schnellfeuer überzeugte und furchtbare Verluste erlitt, machte die Enttäuschung einen um so entmuthigendern Eindruck auf ihn. In Fällen wo Geschicklichkeit die Enttäuschung zu verhindern weis, oder diese erst dann stattfinden kann, wenn die Täuschung ihre Dienste geleistet hat, mag sie um die Anstrengungen zu steigern, oft ihre Berechtigung finden.

Die gewöhnlichste Art der Täuschung besteht in Verbreiten von Siegesnachrichten, vor oder in einem Gefecht. Nosander empfiehlt, in seiner Kunst des Feldherrn in der Schlacht die Nachricht zu verbreiten, der andere Flügel sei siegreich. Er hält es auch für gut zu rufen der feindliche Anführer sei gefallen, was den Muth der eigenen Mannschaft steigern, den Feind aber mit Schrecken erfüllen werde; was das erstere anbelangt, so ist dieses auch heutigen Tages noch anwendbar, dagegen mochte das letztere in der Zeit der Nahwaffen gute Dienste leisten, doch jetzt, wo eine große Entfernung die Kämpfenden trennte, erscheint dasselbe unthunlich. Der nämliche Schriftsteller ertheilt auch den Rath, am Tage vor einer Schlacht solle man eine Anzahl Gefangene zu machen suchen, von diesen die abgezehresten und unansehnlichsten auswählen, und sie, nachdem man sie durch Todesdrohung in Schrecken gesetzt, durch das Lager führen lassen. Nun ist es gewiß, daß der Soldat bei dem Anblick elender Feinde, die Zuversicht fassen wird, diese leicht besiegen und überwältigen zu können. Er wird sich schämen vor solch elendem Gesindel die Flucht zu ergreifen. Doch auch dieses, was in früherer Zeit angemessen und vortheilhaft gewesen sein mag, ist es heute zu Tage viel weniger. Die Körperkräfte, die Gewandtheit und der Muth, spielten in der Zeit der Nahwaffen und des Handgemenges eine andere Rolle als heute zu Tage, wo der elendeste Kerl den tapfersten Mann von weitem niederschließen kann. Wenn aber das Selbstvertrauen des Soldaten durch den Anblick der in Todesfurcht versetzten Feinde auch gesteigert werden könnte, dürfte man doch, ohne den Kriegsgebrauch schändlich zu verletzen, und zu grausamen Repressalien Anlaß zu

geben, den feindlichen Gefangenen weder morden lassen, noch ihn mit dem Tode bedrohen.

In allen Fällen, wo man glaubt zu einer Täuschung des Soldaten seine Zuflucht nehmen zu müssen, muß man sehr vorsichtig zu Werke gehen. Wer sich auf einer absichtlichen Täuschung ertappen läßt, der läuft Gefahr das Vertrauen der Truppen auf immer zu verscherzen. Wenn es sich darum handelt, den Truppen stattgehabte glückliche Ereignisse und Erfolge mitzutheilen, da kann der General hinciren, sie in ihrem Lager oder in ihrer Aufstellung besuchen, und ihnen die frohe Botschaft bringen. Wenn er es aber angemessen oder nothwendig erachtet, ihre moralische Kraft durch eine Täuschung, einen falschen Siegesbericht, u. s. w. zu steigern, dann bediene er sich seiner Adjutanten, welche dieselbe unter der Hand verbreiten. Wenn die Truppen selbst einen Erfolg erringen, dann wird dieser sie vollständig beschäftigen und sie werden wenig darüber nachdenken, ob die ihnen früher mitgetheilte Nachricht richtig oder unrichtig war. Erleiden sie aber einen Unfall und erweist sich der ihnen mitgetheilte Erfolg als unrichtig, dann läßt sich die Ursache leicht auf einen unfreiwilligen Irrthum zurückführen.

Wir selbst halten alle Täuschungen der Truppen für ein schlechtes und gefährliches Mittel und glauben daß man dasselbe nur in äußerst seltenen Fällen anwenden dürfe. Von den Täuschungen und Blendwerken, welche man dem Soldaten vormachen kann, erscheint uns aber keines verderblicher und von schlimmern Folgen begleitet, als wenn man ihm den Kampf und Sieg als ein leichtes Spiel vorstellt. Mittelmäßige Geister glauben durch solche Vorspiegelungen die Kampflust der Truppen zu steigern. Doch da es nicht ausbleiben kann, daß die Täuschung gerade in dem Moment, wo man der höchsten Willenskraft bedarf, verschwindet, so ergibt sich, daß man sich selbst mehr als die Truppe täuscht. Oft wird dadurch gerade das Gegentheil von dem, was man erreichen wollte, herbeigeführt; statt den Muth zu steigern und die Anstrengungen zu vermehren, sind solche Täuschungen Ursache daß letztere vermindert werden, und Entmuthigung und Verzagtheit einreißt.

Herr Handken in einem lesenswerthen Aufsatz der österreichischen Militär-Zeitschrift sagt: „Es besteht leider auch eine Maxime in Beziehung auf die Vorbereitungen für den Krieg, welche wahrlich nicht zu der höchsten Anspannung des Muthes und zur größten Ausdauer desselben dienen kann. Es ist das Streben sich selbst und der Mannschaft die Gefahren des eigentlichen Kampfes durch Vorspiegelung leicht zu erringender Resultate, über einen schlechtweg untergeschätzten Gegner zu bemänteln, um mehr Zuversicht für den ersten Anlauf zu gewinnen, in der Voraussetzung, daß, einmal im Kampf begriffen, jede auch nicht vorausgesehene Gefahr überwunden werde. Eine verderbliche Maxime, man frage sich nur: Wer stärker in den Kampf geht? Jener, der sich vollkommen auch für das Schlimmste vorbereitet hat, oder jener, der sich nur der glücklichsten

Chance zuwendet. Beseelt jenen nicht der ganze, dieser oft nur der halbe Muth? — Liegt die Steigerung des letztern in der Noth so ganz in der Hand? Und wem öffnet sich die Möglichkeit des Sieges mehr? Jenem, der seinen Gegner höher, oder jenem der ihn minder als die Wirklichkeit erheischt, schätzt? Bleibt dieser dadurch nicht leicht an Mitteln und Anstrengungen zurück, wodurch schon von vorneherein der Erfolg für ihn verwirkt ist? Warum also den Kampf nicht ins Auge fassen, wie er sich am schwierigsten und blutigsten vergegenwärtigen läßt? Warum sich nicht auch auf den Tod vorbereiten, wo ihm entgegengegangen wird?

Fahnenrede und Kriegsgesetze weisen den Soldaten zur Todesverachtung an. Was natürlicher als die Anforderung, im Kriege mannhaft zu streiten, zu bluten und zu sterben. Allein nicht bloß in Manifesten und Aufrufen verkündete sich dieser Wille; er leuchte und blicke hervor in jeder Begegnung des Vorgesetzten mit seinen Untergebenen, und werde daher steter Gedanke Aller, bis das blutige Werk vollbracht ist.

In solcher Willensäußerung liegt keine vorzeitige Herabstimmung der Gemüther. Im Gegentheil: sie muß und wird als Sporn zum energischen, ausdauernd todesmuthigen Handeln dienen. Indessen Vorgesetzte, welche selbst im Moment einer schon eingetretenen Spannung für den Kampf an Kleinigkeiten hängen, ihren Blick mehr auf diese, als ins Auge des Soldaten richten, in eitler Ausstattung und in unwissenschaftlichen Formen, und nicht in der belebten, entschlossenen Willensbestimmung der letztern ihre hauptsächlichste Befriedigung suchen, versündigen sich an der übernommenen Aufgabe auf eine unverantwortliche Weise, denn sie vernichten damit den wirksamsten Faktor zur Entscheidung im Krieg.“

Nothwendiger und leichter als dem Soldaten, welcher der Gefahr in das Auge blicken muß, ist es, den Bürger zu täuschen, um ihn durch Aussicht auf baldige und glückliche Beendigung des Krieges bei gutem Muth zu erhalten, und ihn zu den großen Opfern, welche der Krieg ihm auferlegt, williger zu machen. Was wäre geeigneter, diesen Zweck zu erreichen, als ihm Erfolge, welche das Heer im Felde errungen, bekannt zu geben? In dem Maße, als Siegesberichte in glänzender Sprache abgefaßt sind, werden sie geeigneter sein, die Begeisterung zu vermehren.

Wenn Unfälle eintreten, wäre es oft gefährlich, dieselben unverhüllt zu veröffentlichen. Die Schlachtenberichte und Bulletins der Franzosen, Destreicher, Russen u. a. Völker haben es von jeher verstanden, in solchen Fällen die Wahrheit zu bemänteln. Wenn aber große Katastrophen stattgefunden haben, dann ist es meist das Beste, diese plötzlich und unerwartet zu veröffentlichen und die Gefahr in ihrem vollen Umfange darzustellen. Wenn auch die Größe des Unglücks im ersten Augenblick einen betäubenden Eindruck macht, so kann es doch nicht anstehen, daß ein entschlossenes Volk sich bald zu neuen gewaltigen Anstrengungen aufrafft. Als 1812 die große Armee Napoleons in Rußland zu Grunde ging, eilte er,

bevor noch die Nachricht von dem Unglück eingetroffen war, nach Paris voraus und veröffentlichte hier das bekannte Bulletin, in dem der Untergang der Armee dem französischen Volke angezeigt wurde; doch bald machte das erste Entsetzen einer großen Thätigkeit Platz, und kurze Zeit später sehen wir Napoleon, dessen fruchtbares Genie im Unglück noch größer als im Glück erschien, an der Spitze einer Armee von mehr als 200,000 Mann dem Feinde den Besitz Deutschlands streitig machen.

Einfluß der Art der Kriegführung.

Die Art der Kriegführung hat großen Einfluß auf das moralische Element der Truppen; der Angriff sagt demselben mehr zu, als die Vertheidigung. Die Bewegung und Thätigkeit, welche den Soldaten von Ereigniß zu Ereigniß fortstreift, steigert die moralische Kraft. Im Angriff fühlt er sich dem Feind überlegen, er sagt: „ich greife an, weil ich der Stärkere bin“. In der Vertheidigung wird das leidende Verhalten und die Ungewißheit zu einem die moralische Kraft herunter stimmenden Element. Was geschehen muß, hängt vom Feinde ab, dieser hat den Vortheil der Initiative, er wählt die Angriffspunkte; bei der Ungewißheit, in welcher man sich über seine Absichten befindet, sind Irrthümer nicht zu vermeiden; diese bedingen oft Gegenbefehle, und diese haben zur Folge, daß das Vertrauen zur Führung schwindet.

Oberst Marquis de Chambray in seiner Kriegspraxis gibt dem Angriff entschieden den Vorzug und weist nach, daß es ein Irrthum sei, daß die Truppen in eigenem Lande muthiger fechten, als auf feindlichem Gebiet. *) Montecuculi ist derselben Ansicht und rath, den Krieg lieber angriffs- als vertheidigungsweise zu führen. Er drückt sich darüber folgendermaßen aus: „Man kämpft im eigenen Lande mit weniger Kraft, weil die Hoffnung, sich im Nothfall in die befestigten Plätze retten zu können, die Hartnäckigkeit der Vertheidigung vermindert. In Feindesland kann man die Unzufriedenen zum Aufstand bringen und gewährt ihnen Unterstützung; die Quelle der Menschen, von Geld und andern Sachen wird nicht gestört und versiegt nicht, außer in dem Land, wo der Krieg geführt wird.“

Doch so große Vortheile der Angriff gegenüber der Vertheidigung in materieller und moralischer Beziehung auch darbieten mag, so darf man ihm doch nicht unbedingt den Vorzug geben, man muß das Material und den Grad der taktischen Ausbildung des Heeres berücksichtigen. Der Franzose, gewandt

*) Chambray sagt: On a publié, et il est généralement accredité, que les troupes combattent plus vaillamment au milieu de leur pays, pour la defense de leur foyers, de leurs proches, de tout ce qu'elles ont de plus cher: on s'est étrangement trompé, au moins en ce que qui a rapport aux attaques de places, aux combats et aux batailles. Il peut en arrivés autrement des troupes qui defendent des places, parce qu'alors la valeur individuelle jone le principal rôle: voilà pourquoi les habitants, des troupes de nouvelles formation ou mal constituées qui ne pourraient tenir en rase campagne, defendent souvent une place plus vaillamment que d'excellentes troupes. Un événement de la guerre d'Espagne, en 1809 en offre un exemple très-remarquable.

und taktisch ausgebildet, liebt die offene Feldschlacht, wo er für seine Intelligenz und seinen Muth ein großes Feld findet. Die Spanier und Türken, welche (nach früherer Erfahrung zu urtheilen) in offenem Felde leicht überwunden werden, da sie an taktischer Gewandtheit ihren Gegnern meist nachstehen, leisten in festen Plätzen einen beinahe nicht zu bezwingenden Widerstand, wovon Saragossa 1809 (in Spanien) und Barna 1828 und Silistria 1854 (in der Türkei) einen Beweis liefern.

Mag ein General dem Angriff oder der Vertheidigung den Vorzug geben, in beiden Fällen ist es von Wichtigkeit, dem Soldaten Vertrauen zu der Art der Kriegführung, und daher zum Erfolg einzulösen. Befindet man sich strategisch oder taktisch im Angriff, so ist dieses leicht, der Soldat fühlt instinktmäßig, daß man den Feind angreift, weil dieser der Schwächere ist. Der Angriff wirkt aber nicht auf alle Truppen in der nämlichen Weise; bei geistig aufgeweckten Nationen hat derselbe einen viel größern Einfluß als bei stumpfen und gleichgültigen. Die durch den Angriff gesteigerte Aussicht auf Erfolg wirkt auf die erstern berauschend, und nichts halten sie für unmöglich; doch es wäre unrichtig zu behaupten, daß der Angriff auf die letztern keinen günstigen Eindruck mache, doch ist die Wirkung geringer. Das umgekehrte ist bei der Vertheidigung der Fall. Es ist schwer, den Soldaten für diese zu begeistern, doch kann man sein Vertrauen im Augenblick des Gefechtes durch Hinweisung auf die materiellen und nicht zu unterschätzenden Vortheile steigern. Der Vertheidiger hat den Vortheil der Stellung und größerer Waffenwirkung, und dieses kann selbst gegenüber weit zahlreicherem Feinde zur Hoffnung auf den Sieg berechtigen.

Einfluß von Sieg und Niederlage.

Die größte Wirkung haben errungene Erfolge; sie liefern den Beweis und erfüllen den Soldaten mit dem Bewußtsein, daß er den Feind zu überwinden vermag. Wie die Zuversicht des Siegers steigt, so vermindert sie sich bei dem Besiegten; er fängt an seiner eigenen Kraft zu zweifeln an und kann in Folge dessen leichter überwunden werden.

Wer wollte den Soldaten nach einem Sieg oder nach einer Niederlage gleichen Werth geben? Und wie groß ist nicht der Unterschied, wenn der Werth des einen durch das Glück steigt und in demselben Maß, der der andern unter dem Gewicht von Unfällen sinkt. Nach einem Sieg steigt die moralische Kraft der Truppen oft so, daß sie mit Leichtigkeit die größten Anstrengungen überwinden. Da erscheint mit ihnen beinahe nichts unmöglich, und das Unmögliche wird möglich, weil die moralische Kraft des Gegners unter der Nachwirkung des Schreckens und der Niederlage ebenso sehr unter ihrem frühern Niveau gesunken ist, als die der andern sich darüber erhoben hat.

Eine rasche Verfolgung hat deshalb stets den größten Erfolg. Den Truppen des Feindes wird dadurch keine Rast gegönnt und fortgesetzte Anstrengung erschöpft sie. Die Flügel des Sieges tragen den Verfolger vorwärts. Mit Bleigewicht hängt sich der

Schrecken der Niederlage an die Fersen des Besiegten. Niedergeschlagen durch die erlittenen Unfälle wird die physische Anstrengung bei dem Verfolgten erschöpfend. Wie der Körper mehr unter dem moralischen Druck leidet, so leidet auch die moralische Kraft unter den Anstrengungen des Körpers. Moralisch niedergedrückt, ist der Körper zu keinen großen Anstrengungen geeignet; so wie körperliche Anstrengungen die Spannkraft der Seele schwächen. Dieser Zustand ist daher sehr geeignet, die Kraft und den Willen zum fernern Widerstand zu brechen und den gänzlichen Ruin geschlagerener Truppen herbeizuführen.

Bei jungen Truppen hat ein Sieg oder eine Niederlage eine weit größere Tragweite, als bei solchen, die bereits an die Wechselfälle des Krieges gewöhnt sind. Kriegsgewohnte und gut disziplinierte Truppen werden selbst nach wiederholten Unfällen einen gewissen Grad der Festigkeit bewahren. Junge, undisziplinierte Truppen werden oft von panischem Schrecken ergriffen, nach dem ersten Unfall auseinanderlaufen. Wo die Disziplin und Gewohnheit die Theile nicht fest zusammenhält, da fällt beim ersten heftigen Stoß das ganze Gebäude in Trümmer.

Ein glückliches Gefecht, ein Sieg zu Anfang des Feldzuges ist die beste Einleitung; sie gibt den eigenen Truppen das moralische Uebergewicht über ihren Gegner. Die Truppen gewöhnen sich an den Sieg wie an Unfälle. Erstere betrachten den Sieg als ihr Eigenthum und werden ihn selbst mit den größten Anstrengungen erkämpfen, letztere haben den Eindruck der Ueberlegenheit des Feindes empfangen.

Nichts könnte ungereimter sein, als zu glauben, daß die Wirkung einer Niederlage bei allen Truppen gleich wäre. Die eine verliert nach einem unglücklichen Gefecht allen Halt und läuft auseinander; die andere (die in einem kriegerischen Geist eine Stütze findet und sich auch in der Niederlage ihrer früher erkochten Siege erinnert) zieht sich ruhig Schritt für Schritt zurück.

Da der Sieg eine berauschende Kraft hat, so ist es von höchstem Vorthell, wenn man nach Niederlagen auf irgend einem Punkt wieder einen Erfolg zu erringen vermag. Dieser wird die ermattenden Lebensgeister wunderbar aufrichten und den Gegner in seinem Siegesbewußtsein erschüttern.

Vertrauen auf die Religion.

Das Vertrauen auf den Erfolg kann auch in das Vertrauen auf Gott und die Gerechtigkeit der Sache begründet sein.

In dem Maße, als ein Volk und Heer von dem Vertrauen auf den göttlichen Beistand beseelt ist, wird es seine Anstrengungen verdoppeln.

Im Alterthum gab man sich immer Mühe, die Soldaten und das Volk von der Gerechtigkeit der Sache, für welche gefochten wurde, zu überzeugen, und im Augenblick des Gefechts die moralische Kraft der Truppen durch Vertrauen auf den göttlichen Beistand zu steigern.

Kellin sagt: „Man bemerkt mit Bewunderung, daß die Römer stets die Religion zur Grundlage ihrer kriegerischen Unternehmungen machten, und daß

sie den Göttern den Anfang und das Ende weihten. Das mächtigste Motto, welches ein Heerführer anwenden kann, um seine Soldaten zur Tapferkeit anzueifern, ist ihnen darzustellen, daß der Krieg gerecht sei und man nur durch die Nothwendigkeit gezwungen, die Waffen ergriffen habe, und man daher auf den göttlichen Beistand rechnen dürfe, während die Götter Feinde und Rächer der Ungerechtigkeit sich gegen jenen, welche ungerechte Kriege unternehmen und die beschworenen Verträge verletzen, erklären werden.“

Der Vorgang bei der Kriegserklärung der Römer war darauf berechnet, das Recht zu wahren und dem Krieg den Stempel eines gerechten Unternehmens aufzudrücken. Nach der Einrichtung des Ancus Marcius (des 4ten Königs) welche auch später unter der Republik beibehalten wurde, wurde ein öffentlicher Beamter an den Staat, gegen welchen man eine Beschwerde zu haben glaubte, abgesendet; an der Grenze brachte er mit lauter Stimme die Beschwerden des römischen Volkes und die Genugthuung, welche dasselbe verlangte, vor; er wiederholte dasselbe der ersten Person, welcher er begegnete, dann am Eingang in die Stadt und auf dem Hauptplatze. Wenn innerhalb dreißig Tagen die verlangte Genugthuung nicht erfolgte, kehrte er wieder zurück und rief die Götter zu Zeugen, daß das Volk die gerechte Genugthuung verweigert habe, und daher nichts übrig bleibe, als darüber in Rom zu berathen, wie man sich Recht verschaffen könne. War dann in der Volksversammlung der Krieg beschlossen worden, begab sich der Beamte zum dritten Mal an die Grenze und sprach in Gegenwart von wenigstens drei Personen eine gewisse Formel der Kriegserklärung aus und warf eine Lanze auf den Boden des feindlichen Gebietes, zum Zeichen, daß der Krieg erklärt sei.

Durch Opfer, Gelübde und Gebete der Priester suchten die Alten die Götter sich günstig zu stimmen, und vor einer Schlacht trachteten sie durch Beobachtung des Fluges und Geschreies der Vögel, durch Untersuchung der Eingeweide der Opfethiere u. s. w. zu erfahren, ob die Gottheiten ihnen günstig gestimmt seien. Dieser Aberglauben mag lächerlich erscheinen, und doch war dieses Vorgehen geeignet, mächtigen Einfluß auf die moralische Kraft der Truppen, und deshalb auf die Entscheidung zu nehmen. Viele Feldherren mochten im Innern das Treiben verachten, doch waren sie nicht so unklug, den auf die Menge kräftig einwirkenden Hebel unbenützt zu lassen. Stets folgten den römischen Heeren Auguren, um die Zeichen zu deuten. Die Feldherren mochten sich über die Auguren lustig machen, doch haben sie diese benützt, wenn sie ihnen aber hinderlich werden wollten, so wußten sie sich ihrer zu entledigen.

Als Epaminondas sah, daß ihn die Deuter, indem sie ihm von üblen Zeichen berichteten, abhalten wollten, (bei Leuctra) eine Schlacht zu liefern, antwortete er: „Es gibt ein einziges gutes Zeichen, dieses ist, für das Vaterland kämpfen.“

Als vor einer Schlacht die heiligen Hühner der Römer nicht fressen wollten, ließ sie der Feldherr in das Meer werfen, indem er sagte: „Wenn sie nicht

fressen wollen, so werden sie saufen“, und lieferte dann doch die Schlacht.

Wenn das römische Heer in dem Augenblick des Gefechtes einen Adler sah, dann war ihm dieses ein sicheres Zeichen des Sieges und sein Angriff war unwiderstehlich. Allerdings konnten üble Zeichen auch hinderlich werden. Doch im Allgemeinen boten sie größere Vor- als Nachtheile.

Wenn eine Schlacht gegen Uebermacht geliefert werden sollte, dann sagten die Feldherren oft den Soldaten oder ließen ihnen durch die Auguren feierlich verkünden, daß in der vorhergehenden Nacht plötzlich die dem Jupiter geweihten Waffen aus diesem oder jenem Tempel verschwunden seien, was das Heer als ein sicheres Zeichen, daß dieser Gott mit ihnen kämpfen werde ansah, und im Vertrauen auf diesen Beistand die Zahl der Feinde nicht mehr zählte.

Die Soldaten verlangten aber auch oft Schlachten, wenn es gefährlich erschien, und dann gab wohl auch der Feldherr seine Zustimmung, doch die Deutung der Zeichen gab ihm das Mittel, den ungestümen Drang zu zügeln. In dem Augenblick, wo man sich in Schlachtordnung setzte, gaben die Eingeweide der Opferrthiere keine guten Zeichen, der Flug der Vögel war unheilverkündend, die heiligen Hühner wollten nicht fressen, oder ein Vöte brachte gar die Nachricht, daß die Weihwaffen plötzlich ohne Veranlassung in einem Tempel zu Boden gestürzt seien, was dann nie verfehlte, seinen Eindruck zu machen. Wer nicht für gottlos und einen Feind des Vaterlandes angesehen werden wollte, mußte wünschen, daß der Kampf, bis die Götter günstiger gesinnt seien, verschoben werden mögen.

Die Priester scheinen in den meisten Fällen geneigt gewesen zu sein, durch frommen Betrug die Absichten der Feldherren zu unterstützen.

Wie bei den Römern die Auguren, so hatten bei den Germanen die Druiden, heiligen Jungfrauen, Seherinnen großen Einfluß.

Auch im Mittelalter wurde bei dem gläubigen Sinn des Volkes manches Wunder, welches geeignet war, das Gefühl der Unüberwindlichkeit zu steigern, in Scene gesetzt.

Bei der Belagerung von Antiochia war es das Auffinden der heiligen Lanze, welche das gottvertrauende Heer der Kreuzfahrer in Begeisterung versetzte und es die Feste der Ungläubigen erstürmen ließ.

Wenn sich zeitweise ein Wunder in der Folge auch als Täuschung herausstellte, dann hatte es doch seine Wirkung gethan, man freute sich des Sieges und dachte nicht weiter daran. Der Glaube wurde nicht erschüttert.

In der Schlacht, welche 1339 Leonbriso gegen Azzone Visconti um die Herrschaft Mailands lieferte, waren die Schaaren des Letztern im Begriff zu unterliegen, da sahen die Mailänder plötzlich einen Reiterhaufen quer über das Feld herbeisprennen, und wie das Gefecht neu entbrannte, erschien eine Gestalt auf weißem Rosse die mit einer Peitsche in die Banden

schlug. Der fromme Glaube der Zeit meinte den heiligen Ambrosius zu erkennen, und die gesteigerte moralische Kraft der Mailänder ließ sie den Sieg des Feindes in eine Niederlage verwandeln. Später stellte sich allerdings heraus, daß derjenige, welcher Hülfe gebracht, Hector von Panigo war und dieser die Schlacht entschieden habe.

Wenn der Glaube zu größern Anstrengungen steigern kann, so ist es auch möglich, daß er unterstüßt von Indolenz und Dummheit dahin ausartet, daß man im Vertrauen auf Gott, ernste Anstrengungen unterläßt. Wo sich Dummheit und Schwäche in dieser Weise die Hand reichen, da kann von einem Willen nicht die Rede sein und man muß unterliegen, wenn die Gottheit nicht wirklich sichtbar eingreift.

Ein anderer Nachtheil des Uebergewichtes eines religiösen Gefühles ist, daß die Diener Gottes einen zu großen Einfluß auf die Massen erhalten, welcher den der Anführer vielfach paralysiren kann. Die Geistlichen sind oft ehrgeizig, wenn sie mit dieser Eigenschaft Talent und Entschlossenheit verbinden, kann es nicht fehlen, daß sie ihrer Stärke bewußt, sich geltend zu machen suchen. Möglicher Weise kann zwar ein Geistlicher auch militärische Talente besitzen; diese können sogar größer sein, als die des vom Staate bestellten Anführers, bei beiden gilt das Sprüchwort: „l'habit ne fait pas le moine“, doch als Regel wollen und können wir dieses nicht annehmen, wenn aber ein Priester, ohne militärische Kenntnisse, vielleicht ohne besonderes Talent und Entschlossenheit sich anmaßt, Einfluß auf die Operationen zu nehmen, so kann dieses sehr üble Folgen haben.

In regelmäßigen Heeren, die an Gehorsam gegen ihre militärischen Obern gewöhnt sind, steht nicht zu befürchten, daß die Geistlichen zu anmaßend werden, auch ist es leicht, wenn sie sich überheben, ihnen einen Maulkorb anzulegen. Anders aber ist es bei Volksereignissen und Aufständen. Hier sind die fanatisirten Massen oft eher geneigt, dem Priester, der das Kreuz trägt, das Wort Gottes verkündet, und zum Kampfe entflammt als dem tüchtigen Anführer, welcher die Massen durch seinen Verstand, seine richtige Erkenntniß leiten will, zu gehorchen.

Der Widerstand der schweizerischen Gebirgskantone 1798 liefert einen Beweis. Ohne die feurigen Predigten der Priester hätte nie so ein entschlossener und todesmuthiger Geist die Massen belebt, doch wie sie den Funken zum Brand anzachten, so haben auch einige durch ihre Leidenschaftlichkeit, andere durch ihre Schwäche in kritischen Momenten verderblich eingewirkt. Wir erinnern bloß an den Einfluß des tapfern, aber auch excessiven Kapuziners Paul Styger und den anmaßenden, im entscheidenden Moment aber feigen Pfarrer Marian Herzog von Einsiedeln, dessen Schwäche dem heldenmüthigen Widerstand der Schwyzer den Todesstoß versetzte.

Nichts könnte ungereimter sein, als den Vortheil, den die Religion und selbst der Aberglaube als Stütze der Willenskraft bietet, zu verschmähen, weil derselbe möglicherweise von Nachtheilen begleitet ist.

Es ist übrigens nicht jede Religion zur Erregung der Begeisterung und des Fanatismus gleich geeignet. Der Mohammedanismus bietet gegenüber den christlichen Religionen durch seinen fatalistischen Glauben an die Vorausbestimmung einen großen Vortheil. Die Religionen, bei denen feierliche Ceremonien geeignet sind, Eindruck auf die Menge zu machen und sie mit mystischen Gefühlen höhern Waltens und Willens zu erfüllen, sind geeigneter Begeisterung zu entzünden als nüchterne Religionen ohne Ceremonien.

Das Streben nach einer besondern Staatsreligion mag von dem Standpunkt der Zweckmäßigkeit und Kraft der Nation zweckmäßig erscheinen. Wenn aber die Unduldsamkeit zum innern Kampfe führt, dann wird der Staat mehr geschwächt und kraftlos und man bezweckt das Gegentheil von dem was man erreichen wollte.

In dem Staate wo die weltliche und geistliche Regierung in einer Hand vereint ist, (wie z. B. in Rußland) bietet dieses in Bezug auf den Krieg den Vortheil, die Religion dem Staatszweck und Krieg dienstbar machen, dem Kampf nach Belieben den furchtbaren Charakter des fanatischen Religionskrieges verleihen zu können.

Am vortheilhaftesten möchte es erscheinen, wenn man dem Staat eine ganz besondere von andern verschiedene Staatsreligion verleihen könnte. Daß dem so ist, sehen wir in der Religion des Volkes Israel, dem der Glaube an Jehovah, den einzigen und wahren Gott stets gegenüber der in Vielgötterei versunkenen heidnischen Welt eine feste Stütze bot, welche sie auch im Unglück stets aufrecht erhielt.

In einem Staat wo Einheit des Glaubensbekenntnisses herrscht, ist es leichter in dem Krieg die Religion als Triebfeder in Bewegung zu setzen; in einem Staat, der in verschiedene Religionen und Sekten zerfällt, da kann wohl der einzelne in dem Glauben eine Stütze finden, doch der Nation, als Ganzes betrachtet, geht dieses ab und man muß sie durch andere Motive zu ersetzen suchen.

Bei großen Männern dient oft der fatalistische Glaube an das Verhängniß ihrer Willenskraft zur Stütze. Ihr mächtiger Geist sucht zwar alle Chancen des Gelingens zu vereinen, doch die richtigsten Kombinationen können an Zufälligkeiten scheitern. Das Vertrauen auf ihr Glück veranlaßt sie zu kühnen Wagnissen und Fortuna ist dem Kühnen hold.

Das Vertrauen als ein Werkzeug der Vorsehung ausersuchen zu sein, hält sie auch im Unglück aufrecht.

(Schluß folgt.)

Eidgenossenschaft.

Bericht über das Projekt einer eidg. Militärorganisation, in ihrer Generalversammlung vom 25. August 1869 von der Genfer Sektion der Schweiz. Militärgesellschaft einstimmig angenommen.

(Fortsetzung.)

In Allem, was wir bis dahin gesagt haben, haben wir eine kluge Rückhaltung bei allen Vorkerungen, selbst in den kleinsten Einzelheiten, empfohlen. Die Frage gewinnt aber noch an

Wichtigkeit, wenn es sich um die Grundsätze selbst handelt, auf welche diese großartige Institution sich stützt, die die Vertheidigung des Vaterlandes zum Zwecke hat.

Es ist hauptsächlich von diesem Standpunkte aus, daß wir die nähere Prüfung des Projektes vornehmen werden.

Der Bericht des eidg. Militärdepartements enthält eine wohlüberlegte Kritik mehrerer schwacher Punkte unserer gegenwärtigen Organisationsform und bezeichnet in dieser Weise die anzustrebenden Verbesserungen. Uebrigens enthält derselbe eine Reihe interessanter und nützlicher statistischer Notizen. Nicht aber der Bericht den größtmöglichen Nutzen aus diesen Angaben und kann man sagen, daß derselbe mit Sicherheit die gewünschten Verbesserungen erreichen würde. Nach unserer Ansicht ist es möglich, daß das Projekt eine sehr empfehlenswerthe Studie über die theoretische Seite der Frage der Organisation einer Milizarmee sei, für eine gleichförmige Bevölkerung einer gewissen Stärke, welche unter einer sehr entwickelten Centralregierung lebt und weder in geschichtlicher noch militärischer Beziehung Antecedenten aufzuweisen hat. Und als solche könnte das Projekt in gleicher Weise auf jedes beliebige Volk angewendet werden, welches sich in den bezeichneten Verhältnissen befinden würde. Dies ist jedoch in der Schweiz nicht der Fall; ihre Bevölkerung ist, wie gesagt, nicht gleichförmig, weder der Race noch der Sprache, noch den Sitten, noch endlich der Gesetzgebung nach; sie lebt nicht unter einer vollständig centralisirten Regierung und sie besitzt endlich, ohne von der frühern Geschichte und den militärischen Ueberlieferungen der Schweizer zu sprechen, seit einem halben Jahrhundert eine Militärverfassung, welche auch ihre Eigenthümlichkeiten und ihre Verdienste hat, welche, wie es scheint, völlig mit dem Volksgeiste und den allgemeinen Zuständen des Landes harmonisirt, und welche, alles in Allem, lebensfähig sein muß, da wir sie nicht nur mit etwelchem Glücke funktionieren, sondern sich auch entwickeln und die unzweifelhaftesten Fortschritte machen sehen, — Dank der Intelligenz und der ausdauernden Organkraft einiger Männer, die ausschließlich alle ihre Mühe hierauf verwendeten, und Dank der patriotischen Mitwirkung der ungeheuern Mehrzahl der Bürger.

Die erste Frage, die man daher zu stellen versucht wird, ist die: Hat man, sowohl in der allgemeinen Anlage des Projektes, als auch in den Hauptbestimmungen desselben allen materiellen, moralischen, historischen und politischen Eigenthümlichkeiten, die wir berührt haben, genugsam Rechnung getragen? Ist man sicher, nicht dem Volksgeiste antipathische Begriffe hineingelegt zu haben; wäre es auch nur solchen Vorstellungen und Gefühlen antipathisch, welche Fremde als Vorurtheile bezeichnen könnten, die aber ihre guten Gründe haben und die zu verletzen es jedenfalls unklug ist, wenn man, gegentheils, sie auf nützliche Weise zu Hilfe rufen kann?

Heben wir zuerst hervor, daß wir nicht in der Art und Weise wie wir die absolut allgemeine Dienstpflicht verstehen, von der Ansicht des Projektes abweichen. Wir stimmen, gegentheils, vollkommen mit demselben überein. In Genf hat man den Art. 18 der Bundesverfassung immer so verstanden und die Sache macht sich da gerade so, wie es das Projekt verlangt. Diese Auslegung sollte nur als allgemeine und gleichförmige Regel für die ganze Eidgenossenschaft Geltung erhalten.

Das Gesetz würde sich auf die Anzahl dienstfähiger Männer von 20 bis 45 Jahren, die in jedem Kanton vorhanden sind, stützen, um dieselben nach den Bedürfnissen der Armee und so, daß die Militärlasten gleichmäßig auf alle Bürger aller Kantone vertheilt würden, in die verschiedenen taktischen Einheiten der verschiedenen Waffen und festgesetzten Altersklassen einzutheilen. Um zu verhindern, daß die einmal erlangte Gleichheit gestört werde, würden periodische, sich oft genug wiederholende Revisionen vorgenommen, so daß die Fluctuationen in der Bevölkerung von einem Male zum andern nicht im Stande wären, fühlbare Ungleichheiten zu verursachen.

Wir sind mit allen Maßregeln einverstanden, die darauf hinarbeiten, mehr Festigkeit in die Truppenkorps, Brigaden, Divisionen zu bringen und die höhern Offiziere dieser Korps in häu-